

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 269 Bydgoszcz / Bromberg, 25. November 1938

Die Freien vom Freital

Ein Roman aus den Bergen

von André Mairock

(22. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

„Hat man den Klausenjörg gefunden?" fragte Heinrich wieder zuerst.

„Nein."

„Dann ist es Zeit, zum Fuchssteg aufzusteigen!"

Der Schulmeister antwortete nicht.

„Man will nicht . . .?"

„Nein. Es ist mir nicht gelungen, den Schultheißen von der Gefahr zu überzeugen."

Heinrich lachte bitter auf. Dann sah er ihn mit hohlen Augen an. „Ich weiß, was Sie sagen wollen: man glaubt mir nicht. Die Meinung eines Verräters hat im Schwarztann keine Geltung. Vielleicht denkt man gar, daß es von mir ein ersonnenes Mittel ist, um mich zu befreien . . .! — — Furchtbar Nicht nur für mich, sondern vielleicht auch für den Schwarztann! Ich weiß nicht, wie ich meine Aufrichtigkeit beweisen soll. Ich bin hier geboren, der Schwarztann ist meine Heimat, und wenn mir auch von allen Unrecht geschehen sollte, dann würde es mich doch noch lange nicht freuen, wenn ein solches Unglück über mein Heimattal hereinbräche! — — Gut. Geben Sie mir die Skizze wieder; denn sie war nur zum guten Zweck bestimmt, im übrigen soll der Fuchssteg unbekannt bleiben: es liegt ein Fluch darauf!"

„Lassen Sie mir die Zeichnung! Ich werde sie nie aus den Händen geben — — aber wer weiß, ob es nicht einmal gut sein kann, wenn noch ein Dritter den Fuchssteg kennt . . .?"

Damit hatte der Schulmeister ihn wieder verlassen. Stunde um Stunde verging. Träge verstrich der Nachmittag. Draußen war eine feiertägliche Stille. Man hörte niemand reden, niemand gehen, und dabei müßten die Franzosen doch längst schon im Klimmsteig auf die Schützen gestoßen sein!

Dieses Warten wurde unerträglich. Auf wen wartete er denn? Auf den Schulmeister? Damit er ihm sage, daß man den Klausenjörg endlich gefunden hätte?

Langsam dämmerte der Abend, immer dunkler wurde es in der düsteren Zelle. Aber der Schulmeister kam nicht . . .

Und da fiel plötzlich ein ferner Schuß in die Stille, ein zweiter folgte . . . bis eine regelrechte Schießerei daraus wurde. Krieg!

Heinrich sprang auf, streckte sich nach dem Fenster und horchte hinaus. „Gott sei Dank!" Die Schüsse kamen vom Klimmsteig herab: die Franzosen waren auf das Engeltor gestoßen, und hier konnte es ihnen nie gelingen, den Riegel zu brechen.

Und der Klausenjörg?

Einen Menschen hätte es nun wohl gegeben, der auf diese Frage eine Antwort gewußt hätte, und wenn sie auch nicht klar gewesen wäre, so hätte sie vielleicht doch auf eine Spur des Klausenjörgs geführt. Dieser Mensch war Zenzl, die Tochter des Wirtes „Zur Rabenfluh". Aber das Mädchen sagte nichts, weil es ihr so ziemlich gleichgültig war, wo der Klausenjörg sich aufhielt. Wenn er nur fort war, und sie für alle Zeiten in Ruhe ließ. Vielleicht hätte sie aber doch gesprochen, wenn sie geahnt hätte, wie weit die Rache eines Menschen gehen konnte . . .

Als an jenem Abend, nachdem der Anmarsch der Franzosen gemeldet worden war, der Landsturm des Schwarztanns zum Kampf und zur Abwehr den Klimmsteig besetzte, war auch Konrad Immler ausgezogen und hatte die ganze Nacht mit den anderen hinter der Schanze gelegen. Still und verlassen stand in dieser Nacht das Wirtshaus auf der Höhe und bildete ein düsteres Gegenstück zu dem gegenüberliegenden Scheibenhof. Was hätte sich heute auch dort droben rühren sollen? — — Zenzl war allein und wartete mit der gleichen Angst wie all die anderen Frauen in den übrigen Höfen auf den ersten Schuß . . . So still war diese Nacht, daß sie jeden Stundenschlag der fernen Turmuhr hörte und mitzählen konnte . . .

Deshalb schrak Zenzl auch heftig zusammen, als in später Nachtstunde plötzlich an die verschlossene Haustüre geklopft wurde. Sie war ein mutiges, unerschrockenes Mädchen und von Jugend auf an späte und fremde Gäste gewöhnt, aber heute wagte sie doch nicht, so ohne weiteres den Riegel zurückzuschieben. „Wer da?" fragte sie vorsorglich.

„Hie gut Schwarztann!" antwortete eine Männerstimme draußen.

Jetzt erst öffnete sie die Türe, mußte es aber schon gleich im nächsten Augenblick bereuen; denn der späte Gast war der Klausenjörg. — — Und wie er aussah! Die Kleider zerschunden, das Gesicht beschmutzt, als hätte er wochenlang nur mehr unter Sträuchern und Büschen genächtigt, und seine Augen schauten so wild umher, daß man sich vor ihm fürchten konnte. „Du bist's?" fragte sie über seinen Anblick erschrocken. „Wo kommst du her?"

„Bist du allein?" lauerte er. Seine Stimme war heiser.

Sein wildes Aussehen und sein eigenartiges Benehmen hatten ihr Angst eingejagt. „Nein!" log sie.

„Dann geh i nit nei; man sucht nach mir: Der Klausenjörg ist fahnenflüchtig geworden!" Er ließ ein häßliches, grimmiges Lachen hören.

„Warum bist du nit im Klimmsteig? Liegt dir so wenig dran, daß die Franzosen kommen?" wagte sie doch vorwurfsvoll zu fragen.

„Was mir dranliegt, dös kommt auf; drum bin i zuvor noch zu dir kommen: Der Scheibenhof-Heinrich sitzt jetzt, und er sitzt gut! Warum hat er sich auch dem Klausenjörg in den Weg gestellt?"

„Jörg!" schrie sie dazwischen.

„Pst!" mahnte er grimmig und horchte eine Zeitlang in die Stille. „Und der andere, der Schulmeister, hat scheinbar nit viel dran gelernt: Wenn's auch heißt, der Klausenjörg hat den Verstand versoffen, so ist's nit wahr! I weiß recht gut, was i tu! — — Es soll sich mir keiner in Weg stellen, dann geschieht ihm nix! Und heut bin i wieder da und frag dich noch amal . . ."

„Da fragst du umsonst!" rief sie; denn jetzt packte sie ein ehrlicher Zorn, ein Abscheu vor diesem verkommenen Menschen. „Bist du noch a Mann? Derweil die Unsrigen im Klimmsteig liegen und auf den Krieg warten, hast du nix Besser's ztun, als d' Leut ärgern! Schäm dich! I hab dich nie mögen, aber i hab allewil noch a Bedauern mit dir gehabt, aber jetzt — daß du's weißt! — jetzt veracht i dich!" Damit wandte sie sich ab und nahm die Tür in die Hand.

Diese Rede reizte ihn. Er lachte wild auf. „Besinn dich, Zenzl, i komm jetzt nimmer!"

„Da ist niemand froher als i: I will dich nimmer sehen!"

„Du siehst mich nimmer", sagte er grollend, „. . . . und, wenn du's wissen willst: Ja, es liegt mir viel dran, daß die Franzosen kommen! Hoffentlich kommen sie bald! Und vielleicht denkst du an den Klausenjörg, wenn sie da sind, und wie du an ihn denken wirst, dös ist mir jetzt ganz gleich!"

Dann ging er, wandte sich aber noch einmal nach ihr um und schaute sie so haßerfüllt, so teuflisch an, daß sie die Tür zuschlug und hastig den Riegel vorschob. Sie fürchtete sich jetzt vor diesem Menschen.

*

Krieg. — — Die ganze Nacht hatte die mörderische Schießerei gedauert, und erst gegen Morgen trat eine längere Pause ein. War der Kampf entschieden — oder bereiteten die Franzosen nur einen neuen, noch heftigeren Angriff vor?

Heinrich hielt es fast nicht mehr aus in den vier Wänden. Alles in ihm tobte. Wie ein wildgewordenes Pferd im Gehege, so rannte er die ganze Nacht in seiner Zelle auf und ab, schlug gegen die verschlossene Türe, zog sich am Fenster hoch, rüttelte am Gitter und suchte die Eisenstäbe auszubiegen. Aber es war nur ein unnützes, fruchtloses Bemühen seiner Ungeduld. So hart war ihn seine Haft noch nie angekommen als gerade in diesen Stunden. Oder war das nicht unsinnig, hier eingesperrt sein zu müssen, während doch alle Hände nottaten, um den raub- und mordlüsteren feindlichen Soldatenhaufen abzuwehren? Aber er war eben ein Verräter, ehrlos, und sollte und durfte nicht teilhaben an den höchsten Aufgaben seines Volkes: die Heimat mit Blut und Leben zu verteidigen.

Erst als gegen Morgen die Schießerei aufhörte, wurde es etwas ruhiger und fiel dann in einen unruhigen Halbschlaf . . .

Dann kam der Schulmeister und brachte ihm seine tägliche Sträflingskost. Und von ihm hörte er den ersten Kriegsbericht: Die Franzosen seien nach einem langen, heftigen Gefecht blutig abgewiesen worden, und die Schwarztannler hätten sich als mutige Streiter und als Meister des Stutzens erwiesen. Dieser erste Sieg hätte gezeigt, wie vortrefflich und ausgezeichnet die Vorbereitungen getroffen worden seien, und trotz aller Erbitterung hätte sich der Feind doch endlich zurückziehen müssen. Aber die Kampfstellung sei noch nicht aufgegeben, und so stünde ein neuer, vielleicht noch viel hitzigerer Ansturm zu erwarten, weil die Franzosen jetzt erst recht mit aller Gewalt sich den Durchgang zu erzwingen suchen würden . . .

Aber der Tag verlief ruhig. Erst gegen Abend zu setzte die Schießerei wieder ein. Die Franzosen gingen aufs neue vor und eröffneten das Feuer mit solcher Gewalt, daß es wie ein endloses Donnerrollen über die Berge hinlief: nun ging es auf Sein und Nichtsein des Schwarztanntales. Wehe, wenn diese Mord- und Todeswelle diesmal doch zum Durchbruch kommen sollte! Manchem der tapferen Schwarztannler, der hinter der Schanze lag, mochte in dieser Stunde das Herz im Leib gezittert haben . . . und da wurde das Gefecht plötzlich abgebrochen: Die Franzosen zogen sich zurück . . . tatsächlich zurück, ohne besonderen Grund, immer weiter, bis der letzte Mann hinter der Felsmauer untergetaucht war . . .

Die Schwarztannler sahen sich verdutzt an: was war geschehen? Was hatte die Franzosen so urplötzlich dazu bewogen, den Kampf, noch bevor er zur vollen Entwicklung gekommen war, abzubrechen? War ihr Führer gefallen? Oder hatten sie eingesehen, daß es hier kein Durchkommen gab? Oder war es gar eine Irreführung, um den Landsturm aus den kugelfesten Schanzen zu locken? — — — All diese Fragen blieben ohne Antwort, man konnte nur raten . . .

Und als die Nacht kam, war von den Franzosen weit und breit nichts mehr zu sehen und zu hören. Sie waren tatsächlich fort. Aber trotzdem blieb der Landsturm des Schwarztanns auf seinem Posten.

Als Heinrich von diesen Dingen erfuhr, fing er an zu grübeln und zu bohren: Wenn der Klausenjörg zum Judas vom Schwarztann werden wollte, warum ließ er sich dann solange Zeit? Vielleicht war es ihm gerade recht, daß die Franzosen zuvor noch im Klimmsteig die Köpfe voll bekamen, damit auch der nötige Grimm in ihnen entbrannte, nicht daß sie gar zu schonungsvoll umgingen, wenn sie ins Tal einbrachen . . . So mußte es sein: Die Franzosen suchten jetzt nach einem Übergang über die Berge und wurden vielleicht schon von dem willfährigen, rachedurstigen Verräter geführt . . .

Und dieser Gedanke war entscheidend: Er sprang entschlossen auf. Er mußte hinaus aus diesen vier Wänden und sollten sich ihm Berge entgegenstellen. Er mußte jetzt seinen Plan ausführen, koste es, was es wollte; denn es ging jetzt ja nicht mehr um ihn und sein Leben, sondern um den Schwarztann, der nicht ahnte, daß ihm das Zeichen des Todes auf der Stirne stand . . .

Er zog sich am Fenster hoch und horchte in die Nacht hinaus. Nichts rührte sich. Wer hätte sich auch um ihn kümmern sollen? Kein Mensch; er saß gut hinter Schloß und Riegel, und es war doch immer noch der Klimmsteig, der die Augen und die Sinne aller auf sich zog.

Und dann griff er in die Stäbe, riß und zerrte daran wie ein Verzweifelter. Lange vergebens, aber er gab nicht mehr nach, bis es ihm gelang, einen Eisenstab auszubiegen. Krachend fielen die Mauerbrocken hinab . . . Jetzt war das Spiel gewonnen. Einige Augenblicke horchte er in die Stille. Nichts. Kein Mensch hatte ihn gehört . . . Aber noch ging es nicht ganz, sich durch die Öffnung zu zwingen, noch ein zweiter Stab mußte ausgebogen werden . . . und gann ging es: Er stürzte kopfüber in ein stechendes, kratzendes Staudenwerk . . .

Er sprang auf. Sein Atem keuchte. Noch einmal hielt er lauschend still, dann schlich er sich zum Dorf hinaus und rannte dem Scheibenhof zu . . .

(Schluß folgt.)

Alte Hansestadt.

Enge Gassen. Alte Giebel,
Steil gestaffelt, Bau bei Bau.
Auf den dunklen Mauerwänden
Rollt im Fries das Ziegeltau.

Hoch, am Kran und bei den Speichern
Summt ein rauhes Schifferlied!
Nein, es ist der Klang der Glocken,
Der die alten Kreise zieht.

Ruft er nicht Gesell und Meister
Auf die Wälle, ins Gefecht?
Morgenstern und Hellebarde
Ruh'n, wie Rittersmann und Knecht.

Sturm und Wetter sind zerstoben,
Ruhig steht die Häuserflut,
Aber in Gewerk und Gassen
Hämmert noch das alte Blut.

Georg Finke.

Ein Vater besucht seinen Sohn.

Erzählung von Ewald Swars.

Auf birkenumsäumten Landstraßen wanderte ein alter Mann westwärts. Es lag etwas Entschlossenes und zugleich Beherrschtes in seinem Schreiten; er war sich bewußt, daß er mit seiner Kraft haushalten mußte, wenn er sein Ziel erreichen sollte. Der Wind griff in seine weißen, dünnen Haare, manchmal durchtränkte der Regen seine Kleider, die Sonne trieb ihm den Schweiß aus allen Poren. Staubwolken vorbeisausender Wagen hüllten ihn ein, — er achtete weder auf das eine noch auf das andere.

Von Zeit zu Zeit klopfte er an die Tür eines Bauernhauses, drückte auf die Klingel einer Stadtwohnung und bat mit leiser, ein wenig zitternder Stimme um ein Stück Brot, um ein paar Pfennige, um ein Nachtlager. Das war unsäglich schwer und peinlich für einen Mann, der einst eine glückliche Familie und Haus und Hof besessen hatte, der, von Fremden und Nachbarn geachtet und geliebt, Mittelpunkt lauter und froher Festlichkeiten gewesen war.

Aber alles, die Qual eines stolzen Herzen, barsche Worte und verschlossene Türen, Hagel und Sturm, Schmerz und Müdigkeit in den alten Gliedern: um des Zieles willen nahm er dies geduldig auf sich. Das Ziel war sein Sohn, der vor Jahren — damals in der Inflationszeit, als er, der Vater, durch einen übereilten Verkauf seiner Besitzung jäh verarmte — in die Fremde zog, als Matrose oder Koch oder Steward (er gab nie einen klaren Bericht von seinem unsteten Leben) die Meere der Erde befuhr und zwischen den Fahrten in der Hafenstadt ein anscheinend leichtsinniges und haltloses Leben führte, wie man es aus seinen kurzen Briefen, die fast immer die Bitte um Geld enthielten, herauslesen konnte. Es waren Briefe, die wie Hilferufe aus tiefster Not klangen, und er, der Alte, hatte diese Rufe eines Versinkenden auch auch noch im Traume des Schlafes vernommen und sich endlich ohne einen Pfennig auf den Weg gemacht, um den Verlorenen aufzusuchen. „Es ist ein närrisches und gefährliches Unternehmen“, warnte ihn seine Frau, „Wer sagt es dir, daß du ihn finden wirst? Und vielleicht wirst du unterwegs umkommen . . .“ Aber er ließ sich durch ihre Worte nicht zurückhalten.

Er war Anfang Juni fortgegangen. Genau einen Monat später erblickte er die Türme der Hafenstadt. Zwei Stunden später hatte er sich durch das Straßengewirr hindurchgefragt, stieg in einem Mietshause zwei Treppen hoch und blieb an einer Tür stehen, an der auf einem weißen Schild der Name Thyssen stand. Sein Herz hämmerte in großer Angst. Wie, wenn der Sohn in ein anderes Haus oder in eine andere Stadt gezogen war, unbekannt wohin? Wenn er sich auf dem Meer oder in einem fremden Lande befand? Wenn der weite, mühevolle Weg umsonst wäre?

Am ganzen Körper bebend, drückte er auf den Klingelknopf. Eine ältere Frau öffnete. Der Greis schöpfte tief Atem. Ob hier Herr Reinhard Drews wohne. — Ja. — Ob er ihn sprechen könne. Als Frau Thyssen ihn mißtrauisch musterte, fügte er hinzu: „Sagen Sie ihm bitte meinen Namen: Ludwig Drews.“

Alles geschah nun traumhaft und wie im Nebel. Er stand in einem schmalen Flur. In einer Tür erschien Reinhard, sah ihn stumm an und wurde bleich. Auch ihm selbst war die Kehle wie zugeschnürt. „Du bist es?“ hörte er endlich den Sohn stammeln und, ins Innere des Zimmers gewendet, verlegen hinzufügen: „Ein Verwandter von mir ist gekommen, Irma. Ich muß dich bitten, uns allein zu lassen. Auf Wiedersehen morgen!“ Ein junges, sehr hübsches Mädchen kam lässigen Schrittes aus der Stube, warf auf ihn einen schnellen Blick, der aus Ärger, Neugierde und Spott seltsam gemischt war, und entschlüpfte durch die Flurtür.

Darauf saßen sich Vater und Sohn an einem kleinen Tisch gegenüber. Reinhard lächelte mühsam: „Wie bist du hierher gekommen, Vater?“ — „Ich bin zu Fuß gegangen. Du weißt ja, daß ich arm wie eine Kirchenmaus bin und daß ich auch niemand habe, der mir Geld geben könnte.“ — „Wie denn, sechshundert Kilometer zu Fuß?“ rief Reinhard erschrocken aus. „Und weshalb hast du das getan?“ — „Ich wollte dich einmal sehen“, erwiderte der alte Drews einfach. „Man ist zweiundsiebzig Jahre alt, — wer weiß, wie lange man noch lebt!“

Reinhard schwieg lange. Scham und Rührung erfüllten sein Herz. Als Bettler war der Vater durch ganz Deutschland gezogen, um den Sohn zu besuchen, — nicht um Rechenschaft von ihm zu fordern, nicht um ihm Vorwürfe zu machen, wozu es Anlaß genug gegeben hatte, sondern um ihn vor seinem Tode noch einmal zu sehen! Ach, dieser Gedanke war kaum erträglich! In der Gestalt des Vaters erblickte er die lange Reihe seiner tapferen und zähen, fleißigen und rechtschaffenen Vorfahren. Sie saßen da alle vor ihm, sahen ihn an und fragten ihn: Was für ein Leben führst du? Was bist du für ein Mensch? Können wir uns auf dich verlassen? Was hast du an Leistungen vorzuweisen? Wird der Strom unseres Blutes durch dich rein und stark weiterfließen? . . .

Der alte Drews erzählte von der Heimat, von der Mutter, die, zu Schwermut und Selbstquälerei neigend, dahinsiechte, von den Töchtern, von Krankheiten und wirtschaftlicher Not in den Familien der Kinder und von dem Gnadenbrot, das er und die Mutter bei ihnen aßen. Es war alles in allem ein niederdrückendes und glanzloses Leben, das er schilderte, aber es kam kein Wort der Klage oder Anklage in seine Erzählung, es klang kein einziger bitterer oder harter Ton auf, sondern alles wurde von dem Licht und der Freude dieser Stunde überstrahlt.

Reinhard sank sinnend immer tiefer in sich hinein. Er erinnerte sich der letzten Nacht, die er mit Freunden und Freundinnen durchzecht und durchtanzt hatte, und an die Bootspartie, die er morgen mit Irma unternehmen wollte. Ihn quälte die Vorstellung, daß er Frau Thyssen die Miete für die letzten zwei Monate schuldete, und er errötete vor sich selber bei dem Gedanken, daß Irma ihr karges Stenotypistinnengehalt mit ihm teilte. Wie leicht, wie federleicht wog sein Leben im Vergleich zu dem seines Vaters, der nach einem arbeits- und erfolgreichen Dasein unverschuldet verarmt war und ein dünnes Brot bei seinen Kindern aß!

„Zurück wirst du die Reise mit dem Zuge machen, Vater!“ sagte er unvermittelt. — „Die Fahrt kostet fünfundzwanzig Mark“, lächelte der Alte, das ist viel Geld, — viel Geld gewiß auch für dich . . .“

„Mach dir darum keine Sorgen, Vater! Ich bin jung und gesund und werde es mir wieder verdienen. Leider kann ich dir nicht mehr geben, wie ich es gern möchte. Aus meinen Briefen weißt du es ja, daß ich nichts gespart habe. Ich gebe zu, daß ich ein schmählich leichtsinniges Leben geführt habe . . .“ — Der alte Drews machte eine abwehrende Bewegung; er wollte in dieser Stunde des Glücks keine Selbstbezichtigungen seines Sohnes hören.

Reinhard ließ seinen Gast durch Frau Thyssen bewirten und stellte ihm sein Bett zur Verfügung, während er mit dem Sofa vorlieb nahm. Er teilte Irma mit, daß er an dem Ausflug nicht teilnehmen könne, zeigte dem Vater die Sehenswürdigkeiten der Stadt und brachte ihn am dritten Tage zum Bahnhof. „Ich danke dir, Vater, daß du mich besucht hast“, sagte er beim Abschied. „Ich kann es dir kaum klarmachen, wieviel du dadurch für mich getan hast. Ich werde ein neues Leben beginnen. Das schwöre ich dir, und ich wünsche nichts sehnlicher, als daß du mir glauben möchtest.“ — „Ich glaube dir, Reinhard“, sagte der Greis schlicht. „Ich danke dir, daß du es mir gesagt hast, so kann ich jetzt mit leichtem Herzen nach Hause fahren.“ — So schieden sie, einer durch den anderen gerettet. —

Anderntags suchte Reinhard zuerst Irma auf und überraschte sie durch diese Erklärung: „Ich bitte dich, Irma, nicht mehr zu mir zu kommen. Und ich werde dich nicht eher besuchen, als bis ich, ohne mich zu schämen, vor dich treten kann. Es ist etwas geschehen, was mich zur Besinnung gebracht hat. Mit dem heutigen Tage beginnt für mich ein neues Leben. Bis zur nächsten Anmusterung auf einem Schiff werde ich hier Beschäftigung suchen, in einer Hotelküche oder in einem Lagerhaus, gleichviel wo. Ich werde fleißig sein. Ich werde sparen und meine Schulden bezahlen, dir und Frau Thyssen und den Kameraden. Und dann — dann werde ich zu dir kommen, wenn du so lange auf mich warten willst, Irma.“ — „Ich werde warten“, sagte das Mädchen mit glücklichem Lächeln.

Das kann Heim auch!

Anekdote von Alfred Richter.

Ein Mensch, der sich alle Herzen gewann, war Ernst Ludwig Heim aus Solz, nachmals als der „alte Heim" in Berlin eine so bekannte und geschätzte Erscheinung. Friedrich Wilhelm III. von Preußen, der doch gewiß herben Wesens war, hielt auf seinem Spazierritt manchmal an, um mit dem Menschenfreunde, der jährlich Tausende von Armen behandelte, ein paar Worte zu wechseln. Der alte Heim nahm es als etwas Selbstverständliches hin und antwortete dem Monarchen mit verblüffender Geradheit nicht anders als irgend einem anderen verehrungswürdigen Manne.

Gerade darin aber lag der Zauber seines Wesens, mit dem er sich schon als armer Student manchen Gönner erworben hatte. Da waren die Herren von Karstedt in Halle, die ihren talerlosen, aber seelenheiteren Mitstudenten bei sich aufnahmen. Da war vor allem der Leibarzt Friedrichs des Großen, der Geheime Rat Dr. Muzel in Berlin, der sich um seinen etwas kopfhängerischen Sohn sorgte und glücklich war, in dem jungen Heim einen Menschen gefunden zu haben, der des Sohnes schwankendes Gemüt zu festigen wußte. Und so verfuhr denn der Geheimrat so, als wäre Heim sein eigener Sohn. Er bezahlte für ihn alles, das medizinische Examen, die äußere Ausrüstung und schließlich den beträchtlichen Kostenanteil an der großen Studienreise, die nun die beiden Freunde über mehrere Jahre hin von der Universität Halle auf die damals weltberühmte Medizinerfakultät zu Leiden in Holland, danach nach England und hierauf über Frankreich wieder ins Vaterland führte.

Es war auf der Heimreise von der großen Gelehrtenwanderung in Straßburg im Hause des Apothekers Hecht und in Gesellschaft eines alten hallischen Studienfreundes, des Apothekers Salzwedel, der einen Teil der Reise mitgemacht hatte. Man saß bei einem wohlgewürzten Punsch beisammen und sprach von der Welt absonderlichen Dingen. Da wußte der Apotheker Hecht, der hinter den Weitgereisten nicht zurückstehen wollte, als ein Wunderkind zu vermelden, daß beim letzten Besuch der Königin in Straßburg ein tollkühner Wicht gegen ein Entgelt von vier lumpigen Louisdor doch tatsächlich sein Leben aufs Spiel gesetzt und die Spitze des 142 Meter hohen Münsterturmes erklettert hätte. Da rief Freund Muzel auch schon: „Das kann Heim auch!" Er sprach es im Ernst, denn er hatte es oft und immer wieder staunend mit angesehen, wie sein Herzensfreund auf der Jagd nach seltenen Moosen verwegen an Felsen und Klüften hin geklettert war.

Der Apotheker Hecht aber wettete sogleich dagegen: „Heim kann das nicht! Niemand kann es! Sie haben zu viel behauptet, Freund Muzel!"

Da stand es für Heim fest, daß er die nicht abgeschlossene Wette dennoch austragen müßte, und ob Muzel auch dagegen sprach, Heim blieb dabei: „Täte ich es nicht, dann hättest du dich blamiert, und dies soll nicht sein. Basta!"

So begaben sie sich denn am nächsten Morgen zum Münster und stiegen selbdritt bis zur großen Plattform hinauf, Heim, Hecht und Salzwedel. Muzel wäre um keinen Preis mitgegangen. Er hatte alles versucht, noch in letzter Minute den Freund von dem Beginnen abzubringen. Doch war sein Mühen umsonst.

Auf der Plattform bat Hecht selber, nachdem Salzwedel vergeblich zu vermitteln versucht hatte, Heim möge das Wagnis unterlassen, aber der lehnte ab. „Auf der Plattform kehre ich natürlich nicht um", sagte er lächelnd, „sonst könnte ich ja nicht wieder unbefangen in einen Spiegel sehen." Sie stiegen zusammen weiter bis über das zweite engere Treppengewinde oberhalb der Plattform empor. Hier blieben Hecht und Salzwedel zurück, und Heim allein trat auf die kleinen völlig freien Stufen hinaus, die außen am Turm in die durchbrochene Krone emporführten. Die Blicke fest auf das Gestein gerichtet hob Heim den rechten, dann den linken Fuß, dann wieder den rechten, trat fest auf, dachte nicht ans Rutschen oder Ausgleiten, nicht an die Tiefe unter sich noch an die völlige Unmöglichkeit, sich irgendwo festhalten zu können, falls er ausglitte. Gelassen kletterte er in die durchbrochene Turmkrone hinein, oben aus ihr wieder hinaus und stand nun zu Füßen des großen Steinkreuzes, das den Turm krönt.

Heim mußte hinauf. Aber wie? Der Wind stieß ihn an Da umarmte er das wuchtige Kreuz, um nicht hinabgeschmettert zu werden. Und so erkletterte er das Kreuz, es umschlungen haltend und die Fußspitzen in Kerben setzend, die in den Sandstein gehauen waren. Ruck um Ruck zog sich der Tollkühne empor, indessen die Freunde drunten nicht zu atmen wagten, und die Straßen rings um das Münster bereits schwarz von Menschen waren, auch eifernde Wächter den Turm emporklommen und dem Tun Einhalt gebieten wollten.

Der Querbalken des Kreuzes bot einige Schwierigkeiten, aber Heim umklammerte ihn erst mit dem rechten, dann, sich nachziehend, mit dem linken Arm, stemmte sich hoch, schwang das rechte, dann das linke Bein darüber und saß nun rittlings auf dem Querstück. Und jetzt blickte er auch frei hinunter, zog sein Taschentuch und winkte hinab.

Dann kehrte er auf dem gleichen Wege zurück. Zurück zur Erde und ihrer Sicherheit. Um keinen Preis der Welt, gestand er später, würde er dies Stückchen wiederholt haben.



Bunte Chronik



Elefant zieht die Notbremse.

Dem Zug, der in den Vereinigten Staaten zwischen Chikago und Denver verkehrt, entstiegen unlängst 200 Reisende, die eine äußerst abwechslungsreiche Fahrt hinter sich hatten. Zähneknirschend trafen sie mit einer Verspätung von sechs Stunden endlich an ihrem Reiseziel ein. Man hatte nämlich während der Fahrt die Notbremse gezogen . . . „Man" war der Reisende, der in der Mitte des Zuges einen Waggon ganz für sich allein hatte: ein großer Zirkuselefant, bei dem sich nur der Wärter befand. Zuerst hatte dem Elefanten die Reise ganz gut gefallen. Dann aber begann er sich zu langweilen und hielt in seiner engen Behausung Umschau irgend welcher Unterhaltung. Dabei erwischte sein langer Rüssel den Griff der Notbremse, zog daran — und siehe da, der Zug blieb stehen. Stimmen wurden laut, aufgeregt kam das Zugpersonal am Zuge entlanggelaufen. Der Wärter erklärte dem Zugführer, daß sich sein Schützling diesen kleinen Streich erlaubt hätte. Eine kurze Unterbrechung, und der Zug fuhr weiter. Bald darauf wurde schon wieder die Notbremse gezogen. Es war, wie sich herausstellte, wieder der Elefant gewesen. Längere Beratungen waren die Folge, die aber ergebnislos verliefen. Denn es erwies sich als unmöglich, den Griff der Notbremse festzulegen, so daß sie nicht bewegt werden konnte. Und noch weniger ließ sich der spielfreudige Rüssel des Elefanten anbinden, weil das Tier, wie der Wärter versicherte, dann unberechenbare Wutanfälle bekäme. Vierzehnmal wurde noch die Notbremse gezogen und der Zug zum Halten gebracht, ehe er sein Fahrziel erreichte. Die Fahrgäste fluchten. Der Elefant war ausgesprochen guter Dinge.



Lustige Ecke





„Wenn ich es gewesen wäre, hättest du schon Einspruch erhoben!"

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.